

Wasser im Alten Testament

Erhard S. Gerstenberger

I. Hintergründe

Wertvollstes Gut und höchste Gefahr verkörpert das Wasser. Sturmfluten, Tsunamis, Wolkenbrüche, Überschwemmungen – welches Volk kann nicht davon berichten? Der Durst löschende Schluck aus frischer Quelle, das angenehme Bad im kühlenden oder wärmenden Nass, der Erd- und Wald-Duft nach einem lang erwarteten Regen, die aufgehende Saat, murmelnde Bäche, frische Wiesen im Morgentau – wer hat die belebende Kraft des Wassers noch nicht erfahren? Die Begegnung mit dem Wasser ist ein Urerlebnis des Menschen und der meisten Lebewesen, heute und von jeher. Im Alten Orient, aus dem die hebräischen Schriften zu uns gekommen sind, hing das Leben, landschaftlich und klimatisch differenziert, am Tropf der Wasserversorgung. Wenn Flüsse allein das nötige Nass lieferten wie im unteren Mesopotamien, dann war menschliche Besiedlung nur durch eine ausgefeilte Bewässerungstechnik möglich. Dort, wo die jährlichen Regenmengen den Feldbau gestatteten, musste man andere Strategien entwickeln. Brunnen- und Zisternenbau konnten die Wasserversorgung garantieren. Schifffahrt und Fischfang setzten größere Gewässer voraus, die wiederum auf ihre Weise die menschliche Erfindungsgabe herausforderten. Das Volk Israel hatte sich Anfang des 1. Jahrtausends vor allem im Hügelland der später „Palästina“ genannten Region gebildet. Die Küstenebene zum Mittelmeer hin und die heutige arabische Wüste gehörten nicht zum eigentlichen Siedlungsgebiet, ebenso wenig wie die Schneeberge des Libanon. Wasser war den alten Israeliten und Israelitinnen vor allem in Form von Flüssen (Jordan und Nebenarme), Seen (Genezareth) und in Regenform bekannt. An vielen Stellen war es Mangelware: Trockenbette (Wadis) verloren in den heißen Monaten jede Feuchtigkeit. Südliche Wüsten (Negev) und extreme Bedingungen in der tiefen Jordansenke führten die Trockenheit vor Augen. Auch in dieser regionalen Begrenzung sind die altisraelitischen Erfahrungen mit dem Element noch vielschichtig, komplex und mehrdeutig. Eine einheitliche „Wasserlehre“ ist in den hebräischen Schriften deshalb nicht zu erwarten.

II. Böses Wasser

Natürlich dachten die altorientalischen Menschen über Ursprung und Wesen des Wassers nach. Eine derartig ungeheuerliche, kosmische Gewalt musste wahrhaft

göttlich sein. In welchem Verhältnis stand sie zu den Gottheiten, die man für den Lebensraum „Welt“ zuständig hielt? In der zerstörerischen Macht des Wassers konnte man nur Leben verneinendes Treiben entdecken. Also mussten die „guten“ Götter die chaotische Gewalt einmal überwunden haben, um Leben zu ermöglichen. Dieser Gedanke impliziert einen tiefen, scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Schöpfungskräften und urzeitlicher Vernichtungswut. In Israel ist der Urzustand, das wilde Chaos, dem Gottes Leben schaffende Ordnung entgegentritt, zunächst nur umrisshaft zu erkennen:

„Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Die Erde war noch öde Wüste, und Finsternis lag auf der Urtiefe (hebr. Tehom; vgl. den Namen der babylonischen Urgöttin Tiamat), und Gottessturm (ruah = Geist?) bewegte sich über der Wasseroberfläche.“ (Gen 1,1-2)¹

Klar ist schon hier: Das Wasser ist nicht von Gott erschaffen, es ist einfach als Ur-Macht vorhanden. Die Schöpfung alles Seins aus dem Nichts ist eine viel spätere, von griechischer Philosophie eingegebene, sehr abstrakte Lehre. Der urzeitliche Kampf Gottes gegen das Wasserchaos und seine mythischen Personifikationen spielen in babylonischen und ugaritischen Mythen², aber auch in einigen biblischen Traditionen eine zentrale Rolle:

„Du hast das Meer (hebr. und ugar. = jam) gespalten durch deine Kraft, zerschmettert die Köpfe der Drachen (hebr. und ugar. = tanninim) im Meer. Du hast dem Leviathan (hebr. und ugar. = liwjatan) die Köpfe zerschlagen und ihn zum Fraß gegeben dem wilden Getier.“ (Ps 74,13f; vgl. Ps 77,17-20; Jes 51,9f)

Der Feind trägt die Namen „Meer“, „Drache“, „Leviathan“, genau wie im ugaritischen Urkampfmythos; er kann dort auch als Fürst bzw. Richter oder „Fluss“ (*nahar*) und z.B. in Ps 93,3f mit dem Majestätsplural *neharot* (vielleicht: „Flussmonster“) bezeichnet werden:

*„JHWH, die Wasserströme (neharot) erheben sich,
die Wasserströme (neharot) erheben ihr Brausen,
die Wasserströme (neharot) heben empor die Wellen;
die Wasserwogen im Meer (jam) sind groß und brausen mächtig;
JHWH aber ist größer in der Höhe.“ (vgl. Ps 96,11; 98,7f)*

Den antiken Hörerinnen und Hörern wird die todbringende Gewalt der göttlich gedachten Urfluten vor Augen gestanden haben. Über ihre Herkunft wird nicht spekuliert. Der Weltschöpfer Jahwe - und auch sein Ursprung - ist keiner Diskussion wert; er trifft auf das Chaos und bändigt die kosmischen Kräfte, macht Leben auf der getrockneten und dann wieder sanft bewässerten Erde möglich. Die Chaosmonster müssen sich beugen, Jahwes Vorherrschaft anerkennen, sie klat-

schen Beifall (so Ps 98,8), aber sie werden eben nicht einfach vernichtet, ausgelöscht, sondern bleiben existent und begrenzt wirkmächtig. Das bedeutet: Dem lebensfeindlichen Urzustand haftet auch nicht das Etikett des total „Bösen“ an, wie wir es kennen. Es entsteht keine dualistische Ausschließlichkeit zwischen Chaos und Schöpfung, sondern die Schöpfung integriert in gewisser Weise das Chaos. Ja, die Monstergewalten müssen dem Leben dienen (vgl. Ps 104,5-11). Im babylonischen Enuma Eliš-Mythos wird die Welt aus den Teilen der getöteten Urgottheiten geformt. Aber die Chaosgewalten können doch immer wieder, in jeder Wasserkatastrophe, die geordnete Welt bedrohen. Welch ein unergründlicher Widerspruch: Die Weltordnung muss der Chaosmacht abgerungen werden, Gott bleibt nach mörderischem Kampf Sieger. Mehr noch, die Ur-Wasser bekommen als gebändigter Himmelsozean, der den Regen spendet, und als unteres Meer, das den Grundwasserspiegel stellt und durch Brunnen anzapfbar ist, ihre lebenserhaltenden Funktionen (vgl. Gen 26,15-22).

„Mit Fluten (tehom) decktest du es [das Erdreich] wie mit einem Kleide, und die Wasser standen über den Bergen.

Aber vor deinem Schelten flohen sie, vor deinem Donner fuhren sie dahin. [...]

Du lässtest Wasser in den Tälern quellen, dass sie zwischen den Bergen dahinfließen, dass alle Tiere des Feldes trinken und das Wild seinen Durst lösche.“

(Ps 104,6-7.10-11)

Zugleich behalten sie eine zerstörerische Kraft, die sich je und dann gegen die Schöpfung entlädt. In der biblischen Sintflutgeschichte, die voll in der Tradition altorientalischer Wasserkatastrophen³ steht und sicherlich gesammelte Erfahrungen von riesigen Überschwemmungen aufbewahrt, tritt der Zorn Gottes das Vernichtungsgeschehen los.

„Im sechshundertsten Lebensjahr Noahs am siebzehnten Tag des zweiten Monats, an diesem Tag brachen alle Brunnen der großen Tiefe (= tehom) auf und taten sich die Fenster des Himmels auf und ein Regen kam auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte [...]. Da ging alles Fleisch unter, das sich auf Erden regte, an Vögeln, an Vieh, an wildem Getier und an allem, was da wimmelte auf Erden, und alle Menschen.“

(Gen 7,11-12. 21).

Die gute Schöpfung Gottes ist nicht eitel Sonnenschein, Harmonie und Frieden. Sie behält (entgegen dem Ordnungswillen des überlegenen Schöpfers?) eine furchtbar dunkle Seite. Sinnlose Vernichtung droht, wann immer gewisse, nicht zu durchschauende Weltbedingungen eintreten. Die Begründung des Zornes Gottes in der übergroßen „Bosheit“ des Menschengeschlechts, und der Hinweis auf die mythische Vereinigung von Gottwesen mit Menschenfrauen in Gen 6,1-4 verdecken nur notdürftig die Uneinsehbarkeit des Strafgerichts. - Die alten Traditionen von den Rettungstaten Jahwes am Schilfmeer (Ex 14f) und am Berg Tabor bzw. bei Megiddo (Ri 4f; vgl. 5,4.19-21) greifen u.a. auf die Vorstellung von

Jahwe als Wettergott zurück.⁴ In den Klagepsalmen des Einzelnen bedroht die chaotische Unterwelt das Leben. Und auch in diesem Genre bleibt der Schuldzusammenhang durchaus offen:

*„Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten (nahar) mich umgaben.
Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich,
dass ich dachte, ich wäre vor deinen Augen verstoßen,
ich würde deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen.
Wasser umgaben mich und gingen mir ans Leben,
die Tiefe (tehom) umringte mich,
Schilf bedeckte mein Haupt. Zu der Berge Gründen
sank ich hinunter, der Erde Riegel schlossen sich hinter mir ewiglich [...]“
(Jona 2,4-7; vgl. Ps 32,6; 69,2f; 88,18)*

Das Verhältnis Gottes zur Chaosflut ist also von unserem, stark durch abstrakt-monotheistische Perspektiven geprägten Denken aus gesehen ambivalent. Der Schöpfergott besiegt die vorgefundenen Ur-Mächte und baut sie in die geordnete Welt ein. Sie bleiben brodelndes Unruhepotenzial, behalten Reste ihrer göttlichen Kraft, vielleicht mit der unterschwelligem Vorstellung, die zu glatt eingerichtete Welt brauche gelegentlich Zerstörung und Neuanfang.

III. Regen und Brunnen

Auch gutes Wasser bewahrt nach antikem Verständnis ein Stück Eigenständigkeit; schließlich ist es im Grunde nur „gezähmte“ Chaosflut. Nicht umsonst singen Brunnenbauer geheimnisvolle, magische Lieder: „Brunnen, steige auf!“ (Num 21,17), bringt das „Fluchwasser“ Verbrechen an den Tag (Num 5,16-22) und wäscht pures Wasser kultische Befleckung ab (Ex 29,4; Lev 6,20f; 11,40; 14,8; 15,27 u.ö.). Gelegentlich scheinen Vorstellungen durch, nach denen an Flussläufen Geister oder Dämonen hausen (vgl. Gen 32,23-25), welche offenbar eng zum nassen Element gehören. Wasser hat eine eigene Potenz, doch fügt es sich auch dem Willen Gottes. Der steuert den Regen, der lässt Quellen sprudeln und kann gar - wiederum sind magische Vorstellungen im Spiel - Mose mit einem Stab Wasser aus dem Felsen schlagen lassen (Ex 17,5-6; Num 20,11).

Erhard S. Gerstenberger, Bergmannssohn aus Rheinhausen, studierte evangelische Theologie (1952-1957), lebte fünf Jahre in New Haven, Connecticut (Yale Divinity School). Promotion im Fach Altes Testament (bei Martin Noth, Bonn: „Wesen und Herkunft des ‚apodiktischen‘ Rechts“, 1965). Gemeindepfarrer in Essen-Frohnhausen (1965-1975). Habilitation bei H. W. Wolff in Heidelberg („Der bittende Mensch“, 1980). Dozent für Altes Testament in São Leopoldo, RS, Brasilien (1975-1981), Professor in Gießen und Marburg (1981-1997). Letzte Publikationen: Theologien im AT (2001); Israel in der Perserzeit (2005); Gesammelte Aufsätze (2012): www.geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8601/ = open access. Anschrift: Fasanenweg 29, D-35394 Gießen. E-Mail: gersterh@staff.uni-marburg.de.

Die Bauern waren ganz und gar von der zeitigen und ausreichenden Wasserversorgung (vor allem dem Regen) abhängig und haben dieses Faktum fest in ihr Glaubensleben aufgenommen. Wenn die Ernte gut geraten war, galt es, dem fürsorglichen Gott in Wort und Gabe zu danken.

„Du suchst das Land heim und bewässerst es und machst es sehr reich.

Gottes Brunnlein hat Wasser die Fülle. Du lässest ihr Getreide gut geraten; denn so baust du das Land.

Du tränkst seine Furchen und feuchtest seine Schollen; mit Regen machst du es weich und segnest sein Gewächs.

Du krönst das Jahr mit deinem Gut, und deine Fußstapfen triefen von Segen.“

(Ps 65,10-12)

Vorbedingung für den Erntesegen sind ausreichende Niederschläge im Winter und in den Wachstumsphasen von Getreide, Olivenbäumen und Weinstöcken (vgl. Hos 2,7.10; Jer 5,24; Dtn 11,14; Ps 84,7), die von Gott gewährt und evtl. durch regelmäßige, kultische Rituale erbeten und ermöglicht werden mussten. Trockenheit war ein Fluch für Bewohner der Levante. Unausweichlich stellte sich die Frage: Welche Verfehlung hat uns diese Strafe eingebrockt? Und Bußgottesdienste mussten gehalten werden, wie etwa in Jer 14,1-9 bezeugt. Mensch und Tier verschmachten, „die Erde lechzt, weil es nicht regnet auf Erden“ (V. 4). Man schreit nach Gott (V. 7-9). Dürrezeiten waren Anlass für Migrationen (vgl. Rut 1,1), denn der Wassermangel konnte den Tod bringen. Wenn aber der Haushalt der Natur dank Gottes Güte und menschlichen Wohlverhaltens ausgeglichen war, dann wurde der Erntedank mit ausufernder Freude gefeiert, vor allem an den drei großen Jahresfesten (vgl. Ex 23,14-16; 34,18-26; Lev 23,4-44; Dtn 16,1-17). Die Gott und den Notleidenden gebührenden Erstlingsgaben von Feldfrüchten und Viehherden werden häufig angemahnt (vgl. Lev 19,5-10.23-25; 23,10-11.22 usw.). Sie waren Teil unterschiedlicher Rituale auf dem Acker, in den Familien und an heiligen Stätten.

Ideal für ein Leben in Wohlstand waren die gut bewässerten Ebenen zwischen oder am Rand von Bergzügen (z.B. Jesreel; Scharon; Jordantal) oder die für die Rinderzucht geeignete Hochebene von Basan. Palästina schien aus der „trockeneren“ Wüstenperspektive reichlich mit solchen Auen gesegnet zu sein, galt es doch als „Land, in dem Milch und Honig fließt“ und das besonders im Weinbau hervorragende Ergebnisse zeitigte (vgl. Num 13). Dass der Acker andererseits eher „Disteln und Dornen“ hervorbringt (Gen 3,17-19), entspricht offenbar allgemeiner altisraelitischer Lebenserfahrung und wurde als Fluch empfunden. Die kollektive Hoffnung richtet sich auf reiche Vegetation: „Sie werden sich freuen über die Gaben des Herrn, über Getreide, Wein, Öl und junge Schafe und Rinder, dass ihre Seele sein wird wie ein wasserreicher Garten [...]“ (Jer 31,12). Das Wasser wird sogar zur Metapher für die eigene Befindlichkeit. Bileam sagt „Jakob“ Wasserreichtum voraus (Num 24,5-7). Die Wüste blüht, wenn Gott es so will (Jes 41,18-20). Der Paradiesgarten ist überreich bewässert, ein Reservoir für die ganze Welt (Gen 2,8-17).

Auch dem Ackerbau schon etwas fernere Städter fühlten die saisonalen Wetterschwankungen schnell und intensiv: Regenmangel verteuerte die Nahrungsmittel und leerte die städtischen Zisternen. Jede Siedlung brauchte einen Zugang zu oder einen Vorrat an frischem Wasser. Jerusalem war keine Ausnahme. Schon vor David hat es in der Jebusiterstadt einen Wassertunnel gegeben (2 Sam 5,8) und Hiskia legte einen neuen unterirdischen Zugang zu der außerhalb der Stadtmauer gelegenen Quelle (sie durfte wegen ihres göttlichen Besitzers nicht in den Stadtring einbezogen werden!) an (2 Könige 20,20). Die Inschrift in dem technischen Meisterwerk, dem Siloach-Tunnel, ist heute noch zu sehen (vgl. TUAT II, 4, 555f). Dass besonders in der städtischen Phantasie von ländlichen Idyllen geträumt und der Brunnen als Ort romantischer Liebe verklärt wurde, erweist sich z.B. in den Väter- und Mosegeschichten (vgl. Gen 29,1-14; Ex 2,16-21). Die Gegenwart Gottes ist in geheimnisvoller Weise mit dem Wasser des Quellorts verquickt; im Hohenlied taucht einmal bedrohlich das böse Wasser auf (Hld 8,7); das gute Wasser (vgl. Hld 2,11f) ist in der umfassenderen Metaphorik des „Gartens“ aufgegangen (Hld 4,12-16; 8,13). Der Mensch braucht nichts so notwendig wie das Wasser. Ein einziger Trunk belebt (vgl. Ri 4,19; 15,18f), aber es muss gesunde Flüssigkeit sein (vgl. Ps 69,22; Ex 15,23.25). Durst ist qualvoll und tödlich (vgl. Ex 17,3; Ri 15,18f; Jes 41,17; Am 8,13). Wie das Wasser im Körper wirkt, bevor es ausgeschieden wird, wie auch es seine Heil- und Reinigungskräfte entfaltet, darüber wird nicht spekuliert. Genug, dass es auf geheimnisvolle Weise Leben weckt, erhält und wieder herstellt (vgl. 2 Kön 5,10-14; Jes 41,18).

Man dachte sich also Natur, Menschen und Gott in einem Kräfteverbund. Im Blick auf das feuchte Element war der Mensch sicherlich das schwächste Glied in der Kette. Gott und das Wasser inter-agierten auf einer höheren Ebene. Aber auch der Mensch hatte eine aktive und eine passive Aufgabe im Zusammenspiel der Kräfte. Aktiv war sein technisches Können gefragt, Brunnen zu bauen, Schiffe zu konstruieren (vgl. Gen 6,14-16; Ps 107,23-32; 1 Könige 9,26-28), landwirtschaftlich klug zu arbeiten (vgl. Jes 28,23-29), eventuell auch das knappe Wasser mit Dämmen zurückzuhalten (vgl. Spr 17,14; 1 Chron 14,11).⁵ Passiv ging es darum, das Leben vor Gott so einzurichten, dass Regenentzug oder Sintflut als Strafe vermieden werden konnten (vgl. Lev 26,18-20; 1 Kön 17,7; 18,1-4). Neben der harten Landarbeit waren sicherlich vielfältige kultische Riten, Gebete und Lieder fester Bestandteil der menschlichen Verantwortung (so, wie das in vielen ländlichen Gebieten dieser Erde noch heute der Fall ist).

IV. Spiritualisierungen

Die alten Israeliten dachten in zwei Richtungen über die erfahrbare Wirklichkeit hinaus. Einmal glaubten sie offenbar an eine paradiesische Phase vor dem Beginn der eigentlichen Menschheitsgeschichte.⁶ Sie ist geprägt von Wasserreichtum und üppiger Natur. Die vier Urflüsse schenken dem ganzen Erdkreis Leben (Gen

2,10-14; vgl. die Übertragung auf Jerusalem, Ps 87,7; 36,9f). Der „Garten“ Eden war also reich mit Fruchtbarkeit gesegnet und darum wenig arbeitsintensiv. Die leidige Realität dagegen ließ nur den Schweiß in Strömen fließen, weil die trockene = verfluchte (!) Erde wirklich nur mühsam zu „beherrschen“ war (Gen 3,17-19, vgl. Gen 1,28f). Die andere Blickrichtung ging über den Tod hinaus. In der Unterwelt erwarteten die Menschen schlammigen (Ps 69,2-3) oder staubtrockenen (Ps 22,16.30) Boden. Das fehlende oder ungenießbare, bedrohliche Wasser macht die Existenz dort unten zur Qual, mergelt die Körper zu einem Schatten ihrer selbst aus. Solche Vorstellungen sind schon Jahrtausende vor Israels Erscheinen im Mittleren Osten heimisch gewesen, wie die zahlreichen sumerisch-akkadischen Geschichten vom Abstieg in die Unterwelt und dem erbärmlichen „Leben“ dort unten bezeugen.⁷ Ideales Sein in paradiesischer Umwelt und (fast) wasserlose Existenz unter prekären Umständen stehen sich diametral gegenüber. Ein glückliches Leben ohne ausreichende Wasserversorgung war für die antiken Menschen undenkbar.

Bei der hohen Bedeutung des Wassers für das Leben schlechthin ist es kein Wunder, dass das hebräische Wort *majim* (eine Pluralbildung!) im Alten Testament auch in mancherlei bildlicher Redeweise vorkommt. Dabei steht die positive Bedeutung durchaus im Vordergrund, aber auch die schreckliche Gefahr wilder Wassereinbrüche und die Formlosigkeit können durchscheinen.⁸ Menschen können „aufwallen“ wie Wasser, wenn sie die Kontrolle über sich verlieren (Gen 49,4) und sich elend fühlen, weil sie „ausgegossen“ sind und ihre Stabilität verloren haben (Ps 22,15; 58,8). Das Herz von Kriegern kann „wie Wasser“ werden (Jos 7,5). Weniger drastisch wirken Ausdrücke wie „das Herz, den Zorn ausschütten“ (vgl. Klg 2,19; Hos 5,10) oder der starke Satz vom „Recht, das wie Wasser strömt“ (Am 5,24). Hier ist nur der flüssige Zustand des Elements zum Vergleichspunkt geworden. „Gute Nachricht“ kann wie kühles Trinkwasser sein (Spr 25,25) und Worte ähneln manchmal „tiefen Wassern“ (Spr 18,4; 20,5). Wichtig sind für uns vor allem die theologischen Konnotationen der Bildsprache. Gott selbst ist absolut lebenswichtig, genau wie das Trinkwasser:

*„Wie ein Hirsch lechzt nach frischem Wasser,
so schreit meine Seele (hebr. nefeš), Gott zu dir.
Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.
Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?“* (Ps 42,2-3)

Eine Veranschaulichung der Gottheit aus einer Zeit, in der (wohl auch in Israel) eine Gottesstatue im Tempel - anders ist das „Schauen“ in V. 3 wohl nicht zu verstehen - den übermenschlich Unsichtbaren vergegenwärtigte! Dass die „Seele“ (*nefeš*) des Glaubenden den Resonanzboden abgibt, ist nicht von ungefähr. *Nefeš* ist das geschaffene, aus Gottes Atem stammende Lebewesen Mensch, das eins ist mit dem Körper, und dennoch von ihm, dem Erdenkloß, unterschieden werden kann (Gen 2,7). Die Gottesgegenwart, oder: die Gottesgemeinschaft ist das Ziel des unstillbaren menschlichen Verlangens - oder soll Gott gar „einver-

leibt“ werden, wie das Wasser? In seiner Unentbehrlichkeit hat Gott Wasserqualitäten: Er ist oder besitzt die „Quelle“ des Lebens (Ps 36,10; Spr 14,27; Jer 2,13; 17,13). Auch aus Jerusalem, der Wohnstätte Gottes, kommen lebendige Wasser (vgl. Ps 87,7; Gen 2,1-14)⁹. Kein Wunder, dass die ganze Gottesbeziehung als eine Suche nach dem so einzigartig Leben erhaltenden Nass dargestellt werden kann: „Die Elenden und Armen suchen Wasser [...]“ (Jes 41,17). Diese Eingrenzung auf die soziale Unterschicht bringt schon eine gewisse Uneigentlichkeit der Szene ins Spiel. Bei Amos wird es deutlicher gesagt:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht Gott der Herr, dass ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder einen Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, es zu hören.“ (Am 8,11, vgl. V. 12)

Die absolut lebensnotwendige Nahrung ist das Wort, die Weisung Jahwes: eine theologische Grundaussage zur Wort-Theologie, wohl aus den Jahrzehnten, in denen sich die frühjüdische Gemeinde um die Tora herum konstituierte. Das Anliegen wird in Jes 55 noch detaillierter artikuliert.

„Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser! [...] Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurückkehrt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und lässt wachsen, dass sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch sein: Es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende.“ (Jes 55,1.10f).

Im Gefolge solcher Spiritualisierung des Wasser-Diskurses wird die Gemeinde Jahwes selbst zur lebenspendenden Quelle. „Du wirst sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle“ (Jes 58,11). Das Bild geht danach abrupt in die andere, doch parallele Vorstellung von der aktiv Aufbau leistenden Gefolgschaft Jahwes über. Die Gemeinde erhält den neuen Namen: die „die Lücken zumauert und die Wege ausbessert, dass man da wohnen kann“ (Jes 58,12; hebr.: *goder peres mešobeb netibot lašaebaet*).

Welche Konnotationen verleiht die Wasser- (und Nahrungs-) Metapher dem „Wort“ Jahwes? Die allerdringlichste Notwendigkeit des Wortes steht im Vordergrund. Leben ist ohne Orientierung durch Jahwe nicht möglich. Weiter: Gott ist in seinem Wort (wir dürfen an Tora-Vorstellungen denken) kreativ tätig bzw. seine Weisung schafft Leben, befruchtet „das Land“, d.h. die Gemeinde. „Sie kehrt nicht leer zurück“ – göttliches Wort muss Leben schaffen (in Kooperation mit den Menschen, so wie der Regen die Partnerin Erde befruchtet? Vgl. in Jes 55, 10,10 *jld, smh* [hif], „zeugen“, „sprießen lassen“ als verbale Hauptausdrücke). Das „Wort“ gewinnt in dieser Theologie eine eigene Dynamik, wie es in der prophetischen und der Tora-Tradition deutlich wird. Es wird Medium des Gotteshandelns. Dabei bringt das Element „Wasser“ aus der langen mesopotamischen Religions-

geschichte eine gewisse Eigenmächtigkeit mit, die sich erkennbar noch in der hebräischen Bibel ausspricht.

¹ So übersetzt Claus Westermann, *Genesis* (BKAT I,1), Neukirchen-Vluyn 1974, 107. Falls nicht anders vermerkt, sind im Folgenden die Bibelstellen nach der revidierten Lutherübersetzung von 1964 zitiert.

² Außerbiblische Quellen sind zitiert nach Otto Kaiser (Hg.), *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments* (TUAT), Bd. I-III, CD-ROM-Ausgabe, Gütersloh 2005; vgl. hier: Wilfred G. Lambert, *Enuma Eliš*, in: TUAT III, 565-602, besonders den Sieg über Tiamat, ebd., 583-587 (= Tafel IV); Manfred Dietrich - Oswald Loretz, *Der Baal-Zyklus KTU 1.2-1.6*, in: TUAT III, 1091-1198, besonders Baals Sieg über den Meeresgott Jam, ebd., 1118-1134.

³ Vgl. Karl Hecker, *Das akkadische Gilgames-Epos*, in: TUAT III, 646-744, besonders die Flutgeschichte auf Tafel XI, ebd., 728-738 und Wolfram von Soden, *Der altbabylonische Atrahasis-Mythos*, in: TUAT III, 612-645, besonders Plagen und Flut auf Tafel II und III, ebd., 629-645.

⁴ Daniel Schwemer arbeitet umfassend die Charakteristika mesopotamischer Wettergottheiten heraus; vgl. ders. *Wettergottgestalten Mesopotamiens und Nordsyriens im Zeitalter der Keilschriftkulturen*, Wiesbaden 2001; vgl. ders., Art. *Wettergott/Wettergötter* (2006), in: www.wibilex.de.

⁵ Vgl. die Vielfalt der „Wasserarbeiten“, die in Palästina Routine sind: Gustaf Dalman, *Arbeit und Sitte in Palästina*, 7 Bde. 1928-1942, hier Bd. 2: *Der Ackerbau*, Gütersloh 1932 (reprint Hildesheim 1987); Wiel Dierx - Günther Garbrecht, *Wasser im Heiligen Land*, Mainz 2001.

⁶ Allerdings kann man gut dafür plädieren, dass Gen 3 nicht eine eigenständige Phase, sondern nur die notwendige Vollendung der Menschenschöpfung ist: Wie sollten Menschen ohne die „Erkenntnis des Guten und Bösen“ überhaupt existieren können?

⁷ Vgl. Willem H. Ph. Römer, *Inannas Gang zur Unterwelt*, in: TUAT III, 458-495; Gerfrid G.W. Müller, *Akkadische Unterweltsmythen*, in: TUAT III, 760-780.

⁸ Vgl. Ronald E. Clements - Heinz-Josef Fabry, *majim*, in: ThWAT IV, 1983, 843-866.

⁹ Die Bildsprache vom lebendigen Wasser, das Gott selbst sein kann, hat eine menschlich-sexuelle Parallele in Spr 5,15-19: „Trinke Wasser aus deiner Zisterne [...]; [...] du freue dich des Weibes deiner Jugend [...]. Ihre Liebe soll dich allezeit sättigen.“ (Vgl. Hld 4,15.)

„Damit ich keinen Durst mehr habe“

Das Wasser des Lebens im Johannesevangelium

Pierre Létourneau

Wasser ist Leben. Dieser Satz mag banal klingen, und das vor allem in den überentwickelten Ländern, wo das Wasser in solchem Überfluss vorhanden und so problemlos verfügbar ist, dass man es verschwendet, ohne auch nur darüber